

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 12

Artikel: Dschina, il Donnone
Autor: Colombo, Cristofo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dschina, il Donnone

Erzählung von Cristofo Colombo

gewohntere Habitué mit aller Heftigkeit. Das eine Paar nahm dann einen niedrigeren Horst vor dem Chalet in Beschlag, und das war dem Chalet-Herrn offenbar recht – denn darauf konnte er ja hinunterschauen!

Das zweite Paar ließ sich auf der Scheune nieder und begann dort die Flügel zu putzen. Der Chalet-Storch schaute herüber ... und schon brauste er im Tiefflug heran. Die Federn stoben nur so, der eine der Angegriffenen machte eine regelrechte Hechtrolle und der andere kugelte über das Dach herunter. Nach diesem Angriff mußte das Paar eine andere Wohnung suchen – es ließ sich in einiger Entfernung auf dem Schützenstand nieder. Dort zog es zwei Junge auf, verließ aber im folgenden Jahr die lärmige Stätte wieder und baute sich einen neuen Horst in der Nähe.

In den letzten drei Jahren brüteten in Altretu ständig neun Paare frei, und ich konnte nun daran gehen, weitere «Filialen» zu gründen.

Zum Beispiel gab ich einem Polizisten in Staad bei Grenchen einige gestutzte Bodenstörche, welche die andern an die Gegend binden sollten, und dazu im Oktober 1966 noch zwei Brutpaare. Dieses Frühjahr standen nun fünf Horste in Staad, und die Störche wurden freigelassen, ganz wie bei mir. Obwohl Staad nur fünf Kilometer von Altretu entfernt ist, blieben die Tiere dort seßhaft. Ein Paar bezog einen Horst auf einem Bauernhaus, das andere harmonierte aber nicht recht. Es bezog keinen Horst, und das Weibchen verunglückte bald darauf. Das erste Paar aber hatte fünf Junge.

Und so könnte es nun weitergehen. Da und dort in der Schweiz könnte das gelingen, wenn ich genug Menschen finde, die sich für einen ganzen Versuch zur Verfügung stellen würden. Und das heißt nicht weniger, als daß sie mindestens sechs Jahre bei der Stange bleiben müssen! Bis die Vögel gepaart und seßhaft sind. Sechs Jahre ohne Ferien, aber mit vielen Freuden verspreche ich jedem, der da mitmacht. – «Gesucht Menschen, die wieder an den Storch glauben!»



hne von Drittpersonen gehört zu werden, konnte man im großen Fabrikssaal seine Meinung austauschen. Der zu einem wasserfallartigen Dröhnen verschmolzene Lärm der Motoren, Antriebsköpfe der Maschinen und ihrer beweglichen Teile verlangte sogar, wenn man sich verständigen wollte, besondere Anstrengung der Lungen und Stimmbänder. Man vermochte ungehemmt über einen Mitmenschen zu reden, der ahnungslos einige Schritte nebenan arbeitete. So verleitete die Undurchdringlichkeit eines Lärms zu Unverschämtheiten.

Im Zuge der in immer kürzeren Zeitabständen notwendigen Erneuerungen des Maschinenparkes waren Mechaniker und Fabrikmaurer dabei, eine der älteren Maschinen abzubrechen. Die Schlosser beschäftigten sich hierbei mit dem Auseinanderschrauben der Einzelteile vom Ganzen, während die Maurer die Verbindungen und Verankerungen mit dem Boden ausbrachen, diesen hierauf vorbehandelten, um später Fundamente zu erstellen und neue Platten einzulegen.

Zwei der am Boden knienden und kauernden Männer führten eben, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen eines der unverschämten Gespräche: «Du Fritz, schau einmal diese da!» Er stieß seinen Gehilfen mit dem Ellbogen an und deutete auf eine Italienerin, die eben ihren Platz an der Spinnmaschine verlassen hatte. Wie auf dem Laufsteg einer Modeschau stolzierte das Mädchen zum Brünnchen, wo es vor dem Spiegel stehen blieb und sich den Haarschopf zureckkämmte. Fritz schaute ihr nach. «Ein schönes Weibchen», gestand er, «aufs modernste gekleidet. Wer um sie werben würde, verriete keinen übeln Geschmack. Schau, dort kommt noch eine, da noch eine, und jene Gruppe scheint die Hauptmacht zu sein. Wahrscheinlich sind es Schichtarbeiterinnen, die eben die Pause antreten.»

Jede der jungen Fremdarbeiterinnen suchte die andere an Schönheit, Grazie und stolzem Gehen zu übertreffen. Sie drängten sich vor dem Spiegel, kämmten und drückten ihre Haare zurecht, wiegten und drehten ihre schlanken Gestalten, um sich dann in die Kantine zu begeben.

«Du bist noch ledig, Fritz; ich an deiner Stelle würde mir eines dieser Mädchen aussuchen.» Fritz wehrte sich: «Das Äußere täuscht oft. Wohl sehen sie ausnahmslos vorteilhaft aus, aber was steckt dahinter? Wozu dieses theatralische Getue? Schau dir jene dort an in den eng anliegenden Hosen. Gewiß muß sie vor dem Anziehen der engen Röhren ihre Waden einseifen. – Und der noch straffer gespannte Pullover! – Und jene dort mit den Purpurlippen und den noch röteren Fingernägeln! Wie deutest du daraus ihren Charakter?»

Der andere zuckte die Schultern: «Sie gehen eben nach der Mode, nach ihrer Mode. Von dem, was sie besitzen, streichen sie wahrscheinlich das Vorteilhafteste heraus.»

Der Schlosser Valentin, der in nächster Nähe kniete, um die Bodenschrauben der Maschinenfüße zu lösen, war dem Gespräch gefolgt und mischte sich ein: «Ihr seid weniger oft hier als ich und kennt sie darum nicht so gut. Gewiß, ihr Auftreten ist theatralisch. Ohne zu tun, als ob sie es wüßten, lenken sie die Aufmerksamkeit auf sich. Das „So-tun“ ist ein Bestandteil ihres Lebens. Ich kenne mich aus, ich arbeitete einige Jahre in Italien. Dort genießen die jungen Leute viel mehr Freiheit, bleiben aber auch viel mehr einem „freien“ Schicksal überlassen. Von den dreißig Weibchen, welche da vorübergingen, sind einige bereits Mütter. Hier fühlen sie die Möglichkeit eines anständigen Lebenswandels. Das Verlangen aber, bewundert zu werden, legen sie nicht ab. Es liegt ihnen im Blut. Jede einzelne ist eine gute Arbeiterin. Sie passen sich gerne der strengen Fabrikordnung an. Was sie nicht begreifen können, ist die Miete, welche sie für ihre Zimmer bezahlen müssen, und der Umstand,

Dschina

daß die Vermieter so sehr gegen den Besuch anderer Landesangehörigen eingestellt sind. Einige Leute sind im Fordern hemmungslos. Seht dort drüben an der Vorbereitungsmaschine die zierliche Kleine – eine saubere Erscheinung, nicht wahr? Sie ist intelligent, schön, arbeitsam. Es liegt ein zufriedenes Lächeln auf ihrem Gesicht, weil ihr hier Gelegenheit geboten ist, für sich und ihr Bübchen in anständiger Weise den Lebensunterhalt zu verdienen. Doch wird sie von ihrer Zimmervermieterin schamlos ausgenutzt. Die Italienerin heißt Maria Bellini, ist Mutter eines zweijährigen Bübchens – ohne verheiratet zu sein. Um nicht dem Spott ihres Dorfes ausgesetzt zu sein, kam sie samt ihrem Kleinen in die Schweiz.

Ein Geschäftsmann, so sagt Maria, sei der Vater ihres Kleinen. Der Mann habe sie aber verlassen, sobald er um ihre Erwartung gewußt habe. Maria Bellini wird hier als sehr gute Arbeiterin geschätzt. Des Bübchens wegen arbeitet sie nicht in Schichten, sondern in Normalarbeitszeit. Jeden Abend holt sie das Kind im Kinderheim drüben. Sie freut sich auf das Zimmer im Italienerinnenheim, das soeben fertiggestellt wurde. Die Fabrik hat es sich etwas kosten lassen. Diese Maria dort ist also eine Ausnahme. Sie tut nichts, um sich aufzudonnern. Wäre ich noch ledig, ich würde sie vom Fleck weg heiraten.»

«Falls du ihr genehm wärest», fiel der Maurer ein, und fügte bei, «du weißt merkwürdig gut Bescheid.» Der Schlosser Valentin zuckte nur lächelnd die Achseln, ehe er fortfuhr: «Seht euch aber auch jene andere Italienerin an. Sie bedient die Maschine mit den roten Rollgattern. Ihr glaubt es nicht, aber sie ist um drei Jahre jünger als die zierliche Maria. Schaut ihre Gestalt – wie ein Fels. Wenn eine normalgebaute Frau in Italien Donna genannt wird, so heißt man überfeste Figuren dort «Donnone». Die Endung «one» vergrößert jedes Ding. Dazu gibt man immer, auch wenn es sich um etwas Weibliches handelt, den männlichen Artikel. Ihre Kolleginnen

heißen diese Jungfrau dort drüben denn auch „Dschina, il Donnone“. Dennoch müßt ihr zugeben, daß an ihr keine groben Züge, kein grobes Gebaren zu erkennen ist. Sie sieht ebenso hübsch und gepflegt aus wie die anderen. Der Unterschied besteht also einmal in der Drallheit, mit der sie ihre Kleider ausfüllt, dann aber in der Quecksilbrigkeit, welche den Leuten um Neapel herum eigen ist. Ihr rundes Gesicht gleicht dem lächelnden Mond. Ihre schwarzen Äuglein versuchen stets lebendiger zu sein als der Mund. Einer, der dieses Weibchen einmal heiratet, braucht sich fast um nichts zu kümmern, denn sie wird es selbst tun.» Der Maurer neckte: «Ich glaube, du würdest alle der Reihe nach heiraten, wenn du das Glück hättest, noch ledig zu sein.» Der Schlosser hob den Drohfinger: «Schweig, Hetzer! – Aber Maria Bellini – jederzeit!»

Maria Bellini war zu intelligent, um nicht aus den Blicken und den Gebärden und dem Lächeln der Arbeiter herauszumerken, daß von ihr die Rede war. Sie verschanzte sich hinter einer Maske von Gleichgültigkeit, lächelte aber dem Schlosser über den Stapel von Wollspulen hinweg zu.

Ihm hatte sie sich öfters anvertraut, weil er ihre Sprache redete, und weil er außer den hiesigen Verhältnissen auch diejenigen in Italien kannte. Er hatte ihr auch den Rat erteilt, die Direktion um ein Zimmer im neuen Italienerinnenheim zu bitten. Sie hatte die Zusage erhalten und überdies die Erlaubnis, ihren kleinen Antonino mitzunehmen.

Eines Abends kam die Auseinandersetzung mit Frau Baroffio, der Zimmervermieterin: «Signora Baroffio, auf den Ersten ziehe ich also um. Man hat mir ein Zimmer im neuen Heim drüben angeboten.» Frau Baroffio war, wie der Name schon vermuten ließ, eine Italienerin, doch bereits ein halbes Leben lang in der Schweiz. Als Witwe eines Maurers bestritt sie einen Teil ihres Lebensunterhaltes, indem sie Zimmer an Fremdarbeiterinnen vermietete. Die Kündigung kam

ihr ebenso unerwartet wie ungelegen. «Du willst also gehen?» Frau Baroffio stemmte die Hände in die Hüften und gab ihrer Stimme Gewicht: «Das paßt dir so. Da nimmt man so ein Häufchen Sünde aus Erbarmen ins Haus, und wenn es sich dann heimisch gemacht hat, wird es rücksichtslos und geht einfach, wann es will. – Undankbare!»

«Signora... ich...».

«Schweig! Ich weiß wohl, was du bist. Ich werde dir noch die Rechnung für das Gas und Licht vorlegen. Den Ofen läßt du vom Kaminfeuer rußen. – Und die Tapete? Darf ich das Zimmer je wieder vermieten mit den Flecken an den Wänden, welche dein... dein... Ungehöicher... verstehst du? dein Ungehöicher verschmierte?» Frau Baroffio schrie. Ihre Worte wirkten auf das schüchterne Opfer wie Peitschenhiebe: «An die neuen Tapeten zahlst du mir einen Teil, den ich noch bestimme!»

«Aber Signora Baroffio, die Flecken an den Wänden waren schon da, ehe wir kamen.»

«Ich will kein Wort mehr hören. Von heute an wird zudem nicht mehr geheizt, verstanden! – Lasterhaftes Ding, geh mir jetzt aus den Augen!»

Der kleine Antonino spielte mit anderen Kindern der Gasse und sah nicht, wie seine Mammina weinte. Noch war eine halbe Kiste selber gekauften Holzes vorhanden, mit dem sie den Ofen des Zimmers hätte heizen können. Es war Ende Januar. Maria wußte, daß Frau Baroffio ihr Verbot unerbittlich aufrecht erhalten würde.

Vierzehn Tage noch mußte Maria mit ihrem Antonino bei Frau Baroffio ausharren, in einer Art Hölle auf Erden. In der Wut darüber, daß sie nicht gleich eine neue Mieterin fand, verbot sie Maria, zu einer Bettflasche oder zum Waschen Wasser heiß zu machen. Sie überwachte jede ihrer Bewegungen. Maria drohte das Herz zu zerspringen, wenn die Hasserin den kleinen Antonino einen Bastard nannte. Darum bedeutete es für die Geplagte eine unendlich große Erleich-



terung, als endlich der Tag des Auszuges aus dem unfreundlichen Haus anrückte. Das Aufatmen war noch befreiender, als der Schlosser Valentin wie versprochen sich zur rechten Zeit einfand, um ihr gegen das Gebaren der Frau Baroffio einen Rückhalt zu geben und die wenigen Habseligkeiten tragen zu helfen.

Die Fabrikleitung hatte sich nicht gescheut, das Italienerinnenheim nach den modernsten Grundsätzen zu errichten. Man trat in einen langen Gang, hell und freundlich gestrichen und mit Wandbildern geschmückt. Er führte zu den numerierten Türen schmucker Zimmer. Jedes derselben enthielt drei Betten, drei Kleiderkästen, einen Tisch und drei Stühle. Es fehlten nicht Blumenvasen und kleine Wandbilder. Die Fenster waren mit Vorhängen versehen, die Decke mit Leuchtröhren, und über dem Tisch diente ein Lämpchen zum Lesen am Abend. Ein zweites Lämpchen beleuchtete, wenn es nötig war, den Spiegel. Es stand ein Waschraum zur Verfügung, in dem die Italienerinnen ihre Wäsche waschen konnten, heißes und kaltes Wasser ohne Beschränkung. Ein Badraum war da, ebenso ein Toilettenraum mit Frischluftanlage. Eine große Küche mit elektrischen Kochplatten, abgegrenzt und nummeriert nach den Zimmern, lockte zum Kochen. Für jedes Zimmer standen abgegrenzte Schränke mit Geschirr, für jedes Zimmer andersfarbige Töpfe, Tassen und Teller bereit. Für die Benutzung dieser Dinge berechnete das Werk einen äußerst bescheidenen Preis. Kein Wunder also, daß Maria vor Freude weinte, als sie mit ihrem Büblein willkommen geheißen wurde. Maria kam als Dritte in das Zimmer fünf. Darin hatten sich bereits zwei Mädchen eingerichtet, das eine namens Sophia, welches alles Natürliche und Künstliche unternahm, um der berühmten Sophia Loren ähnlich zu sein. Die andere Zimmerbenützerin war Dschina, «il Donnone».

Aus den anderen Zimmern eilten die Bewohnerinnen herbei und stellten sich vor mit Bina, Tina, Speranza,

Silvana, Isolina und anderen, vollkommenen und gekürzten Namen. Irgendwann und irgendwo hatten beglückte Eltern den Mädchen diese Namen gegeben und wohl nicht geahnt, daß ihre Kinder dereinst ihr Brot in einem fremden Lande verdienen müssen. Nun waren sie da versammelt aus weit auseinanderliegenden Gegenden Italiens, eine Hausgemeinschaft von einigen zwanzig Mädchen. Das Glück und die Zufriedenheit, die ihnen aus den Augen strahlten, bewiesen, daß diese Kinder des Südens nicht verloren waren. Maria Bellini bildete, weil sie ihren Bimbo mitgebracht hatte, eine kleine Besonderheit. Speranza (was auf deutsch Hoffnung heißt) nahm ihr das Bübchen ab, herzte es und gab es an Tina weiter. Was hätte Maria mehr zu beglücken vermocht als die herzliche Aufnahme ihres Kindes durch die Kolleginnen? Schon am folgenden Abend stritt man sich, bei wem Antonino zu schlafen habe. So war das Bübchen von über zwanzig Müttern umgeben, bei welchen es abwechselungsweise die Nächte verbrachte. Man überbot sich darin, dem kleinen Antonino kleine Freuden zu bereiten.

Mit grimmig sein sollendem Gesicht versammelte eines Tages Dschina, il Donnone die ganze Gesellschaft vor dem Anschlagbrett, an das man eine Hausordnung angeheftet hatte. Sie las die Vorschriften laut herunter. Auf die Vorschrift Nummer drei wies sie mit ausgestreckter Hand: «Schaut das an, ihr Leutchen! Männerbesuche sind allerstrengstens verboten. Wer das Verbot übertritt, bewirkt damit Ausweisung aus dem Heim und Entlassung vom Arbeitsplatz.»

Dschina blickte in die Runde. «Warum weint ihr nicht? Wir sind allesamt entlassen. Lebt nicht ein Mannsbild unter uns, das bald bei der Einen,

bald bei der Anderen übernachtet?» – Ein vielstimmiges Gelächter war die Antwort. Die Zukunft zeigte, daß Dschina es verstand, ihre Kolleginnen dann und wann in atemlose Spannung zu versetzen, die sich aber in Tränen der Rührung oder in Gelächter auflöste.

Mädchen, welche in gleichen Schichten arbeiteten, hatten sich zusammengetan. Diejenigen mit Normalarbeitszeit wohnten ebenfalls zusammen. Die Mittagsmahlzeit nahmen die meisten Mädchen in der Fabrikantine. Frühstück und Abendessen jedoch bereitete man sich auf den elektrischen Platten.

Der kleine Antonino spielte die Rolle des guten Hausgeistes. Seine Mutter brauchte ihn gar nicht immer ins Kinderheim zu bringen. Weil die eine Gruppe ihre Arbeit jeweils um halb zwei Uhr begann, die andere Gruppe aber um diese Zeit Feierabend hatte, war immer jemand zuhause. Man schäkerte und spielte mit dem Kind. Man war übermütig und ahmte die großen Filmschauspielerinnen nach, führte Szenen auf und gab sich wie die Lollobrigida, Silvana Mangano und Sophia Loren. Die Burschikosen übernahmen dabei die unerlässlichen männlichen Rollen. Maria begann, sich von der Fröhlichkeit der anderen anstecken zu lassen. Das neue Heim hatte sie von Sorgen erlöst, bot ihr Gesellschaft Gleichtägiger und ermöglichte ihr, von ihrem Verdienst einen Teil beiseite zu legen. Nachts, wenn sie noch nicht schlief, dachte Maria über ihr Schicksal und die Zukunft ihres Buben nach. Wie lange wohl würde das gegenwärtige Glück dauern? Jetzt zählte sie sechsundzwanzig Jahre. Gab es auf dieser Welt noch einen Menschen, der bereit wäre, sie zu heiraten? «Ich wüßte einen, nicht allzu weit, der außer mir auch mein Bübchen in sein Herz schließen würde: Valentin, der Schlosser. Doch darf ich dieses Gefühl nicht nähren; er ist verheiratet. Madonna, Beschützerin, gib mir Kraft zu Rechtschaffenheit!»

Der Winter wich dem Frühling. Laue Winde umwehten das Heim der

Dschina

Italienerinnen. Die Bänklein innerhalb des Fabrikzaunes waren abends besetzt von singenden und lachenden Mädchen. Nicht immer blieben alle brav zuhause. Der März brachte aus dem Süden die Maurer. Es war nicht zu umgehen, daß der eine oder andere sich unter den Fabrikmädchen eine Fidanzata aussuchte und sie heimzubegleiten wünschte. Nach Hausordnung jedoch war die Grenze für Männergestalten unerbittlich das kleine, für die Mädchen des Heims erstellte Fabriktor. Diese hatten sich an die straffe Ordnung gewöhnt und den Vorschriften nachgelebt. Konnte man dies auch von den Heißblütern verlangen, die kurz zuvor den Gotthard, den Simplon und den Lötschberg durchquert hatten? Sie fanden einen Umweg dem Zaun entlang und unterhielten sich durch die Lücken der Spitzhälblinge.

Eines Nachts, der neue Tag hatte schon begonnen, machte Dschina, il Donnone Lärm. Sie eilte aus dem Zimmer Nummer fünf und warf Geschirr und Gegenstände, die ihr gerade in die Hände fielen, nach huhschenden Schatten, die sich über den Zaun verflüchtigten.

Es krachte und splitterte. Dann eilte sie durch den Gang und riß sämtliche Türen auf, und sie schrie: «Heraus mit euch! Avanti, rasch! He dort, presto presto!» Wo eines der Mädchen nicht schnell genug in die Höhe sprang, half die Donnone mit kräftigem Griffe nach. «Hinaus mit euch in den Korridor! Alle hinaus, avanti!»

Aus einem der Betten hörte man

Antonino ängstlich wimmern. Die Mädchen riefen: «Was ist denn los? Was Teufels geht hier vor? Ist Feuer ausgebrochen?»

Das Geschrei verstummte augenblicklich, als Dschina die Verängstigten in jene Ecke getrieben hatte, in der die Hausvorschriften an das Brett geheftet hingen. In die Masse der Donnone kam lawinenartige Bewegung, als sie auf Vorschrift Nummer drei deutete und dazu schrie: «Ihr Luder, unverschämte! Wollt ihr, daß wir unsere Unterkunft hier verlieren und den Arbeitsplatz? Seht ihr denn die Gefahr nicht?»

Die Wut der Donnone steigerte sich mit dem Reden, während aus zum Teil blassen, zum Teil geröteten Gesichtern unschuldvolle Mienen schauten. «Ich möchte euch am liebsten erwürgen, zerquetschen, Gesindel elendes. Könnt ihr euch denn nicht beherrschen? Ihr bringt Unglück über uns alle. Schaut mich an! Glaubt ihr, daß nicht auch ich Lust nach Liebeleien hätte?» Sie stellte sich in Positur. Irgendwo platzte der Stoff ihres Pyjamas, als sie ruckartig fortfuhr: «Ich wäre imstande, jeden Abend ein halbes Dutzend Fidanzati zuschanden zu lieben. Der meine aber weiß Bescheid. Wehe ihm, wenn er sich getrauen würde, über den Hag zu klettern!»

Eine der Zuhörerinnen warf dazwischen: «Wehe ihm auch ohnedies!» Die Donnone schien es zu überhören und verzehrte auch das Gelächter. Sie beherrschte aber ihre Kolleginnen, denn selbst in der Wut war die Don-

none liebenswürdig. Aus ihrem Donnern und Wettern wurde freundschaftliches Bitten und mütterliches Flehen: «Ragazze, Mädchen, bedenkt, wer wir sind. Sollen wir uns vor den Schweizerinnen schämen? Sind wir nicht Töchter eines stolzen Volkes? Sind wir nicht Italienerinnen?»

Tränen der Ergriffenheit zeugten davon, daß die Worte der Donnone gezündet hatten. «Amice», fuhr sie fort, «Freundinnen, versprecht mir in die Hand bei unserer Madonna, keine solchen und ähnlichen Dummheiten mehr zu tun.» Dazu waren sogleich alle bereit. Ehe sie sich in ihre Zimmer zurückbegaben, rief die Donnone ihnen zu: «Zur Sicherheit mache ich dem Nachtwächter Meldung, wir seien durch Ruhestörer belästigt worden, denn schließlich will ich das zerschmetterte Geschirr nicht selber zahlen. Unterrichtet also eure Fidanzati.»

Als Dschina, il Donnone sich ächzend in ihr Bett legen wollte, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen, fiel ihr das Fehlen Marias auf. Das Bett war wohl benutzt gewesen, doch jetzt völlig kalt. Dschina schaute sich um, schüttelte ihren Kopf und wandte sich an Sophia: «Wo ist unsere Maria geblieben? Ich sah sie vorhin nicht draußen.» Sophia wußte nichts. Sie vermutete, Maria werde einen Fidanzato gefunden haben: «Schließlich ist Maria noch nicht alt und ein Mensch von Fleisch und Blut.»

Sophia schlief bald ein. Dschina aber sorgte sich um Maria und hörte diese wenig später leise eintreten und sich niederlegen.

Gold-Zack, das Gummiband, das lange hält, bürgt für «unsichtbare Sicherheit»

Gold-Zack®

Gold-Zack Gummilitzen sind bei Ihrem Detaillisten,
in Warenhäusern und vielen Genossenschafts-Filialen erhältlich

Der nächtliche Tumult lieferte den Gesprächsstoff bis in den sonnigen Morgen hinein. Die meisten der Mädchen lagen noch in ihren Betten. Man genoß das Bewußtsein, nicht aufstehen zu müssen – es war Samstag, und man arbeitete nur fünf Tage in der Woche. Der Friede schien wiederhergestellt, als Lärm den Korridor erfüllte. Die Mädchen aus dem Zimmer drei, Anna, Bina und Speranza, stürzten lamentierend heraus. Anna drang in das Zimmer der Donnone und wandte sich jammernd an diese: «Dschina, Dschina, jemand hat mir mein Geld weggenommen. Jemand hat mich bestohlen.» Dschina war mit einem Satz aus dem Bett. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß man sich mit kleineren und größeren Nöten an sie wandte. Sie enttäuschte keines der Mädchen. Man respektierte außer ihrer leiblichen Kraft auch ihren Ge rechtigkeitssinn und vertraute auf ihr Talent, verfahrene Dinge wieder auf das rechte Geleise zu bringen.

Sophia erhob sich ebenfalls, und dann suchte man das Zimmer Annas auf. Hier begann Dschina, il Donnone die Untersuchung: «Schweig endlich! Mit Schreien erreichen wir nichts. Wo lag dein Geld, und wieviel fehlt dir?»

«Es waren fünfzig Franken und etwas Moneti. Diese liegen noch hier, siehst du, auf dem obersten Fach; die Note aber ist weg.» Sie weinte und drohte zugleich: «Es war mein Erspartes; ich hole die Polizei, wenn das Geld nicht zum Vorschein kommt.» Aber die Donnone donnerte sie an: «Die Polizei lassen wir gefälligst aus dem Spiel. Die hat hier nichts zu suchen. Oder willst du uns alle in einen schlechten Ruf bringen? Sind wir denn nicht Italienerinnen?»

«Aber mein Geld, mein Geld! Jemand hat mich beraubt.»

«Das ist noch gar nicht sicher. Warum hast du es nicht besser versorgt? Geld schließt man ein, um keine Gelüste zu erwecken, keine Gelegenheit zum Stehlen zu geben.» Das Gezeter hatte die übrigen Langschläferinnen angelockt. Dschina wandte sich an sie:

«Selbstverständlich ist es ekelhaft, eine unter uns des Diebstahls zu verdächtigen. Wir suchen jetzt einmal und werden dann sehen, was zu tun ist. Wer eine Idee hat, soll damit herausrücken. Keineswegs aber darf etwas an die Polizei oder die Direktion gelangen. Ihr seht doch ein, daß es dann hieße, wir seien eine Saubande?»

Man suchte, kehrte das Unterste zu oberst, machte diese und jene Vorschläge und äußerte Vermutungen. Man suchte umsonst. Mit Bitternis in der Stimme wandte sich Dschina an die Ratlosen: «Ragazze, es ist eine dumme Sache. Ich glaube nicht, daß unter uns eine Diebin ist. Wir sind fünfundzwanzig Mädchen. Unsere Ehre soll uns mehr als zwei Franken wert sein. Wenn jede von uns zwei Franken beisteuert, hat Anna ihr Geld wieder. Seht ihr ein, daß es so besser ist?» Da äußerte eines der Mädchen das unheilvolle Wort: «Wenn nun aber doch eine Diebin unter uns ist, wird diese über eine solche Lösung froh sein und heimlich lachen. Zudem sind wir nur vierundzwanzig, denn Maria Bellini fehlt. Sie fehlte übrigens auch in der Nacht, als wir vor dem Anschlagbrett versammelt waren.»

Maria Bellini fehlte. Man schaute sich vielsagend an und bestätigte, was soeben geäußert worden war. Dschina, il Donnone unterbrach den Redeschwall: «Für Maria lege ich die Hand ins Feuer. Schämt euch! Ihr alle wißt, daß sie über jeden Verdacht erhaben ist. Maria hat bei der persönlichen Bewertung im Werk die meisten Punkte erreicht. Sie ist zu gerecht, zu fleißig, zu sparsam und zu gescheit, um etwas Schlechtes zu tun. Wenn ihr jetzt nach vorne geht, werdet ihr sie schlafend finden.» Man drängte sich durch die Türöffnung der Nummer fünf und erblickte ein Bild des tiefsten Friedens. Maria lag, halb zugedeckt, ein Lächeln in ihren Zügen, die Arme wie in Ermattung ausgebreitet. Als jemand sagte, sie gleiche einem Engel, erwachte sie. Maria schoß auf, als sie die vielen Gesichter sah, und sie erstarrte, als sie die

rücksichtslose, verdächtigende Stimme eines Mädchens vernahm: «Maria, einem von uns ist Geld gestohlen worden. Wo warst du diese Nacht, als wir uns im Korridor versammelten?» Dschina kniff die Sprecherin heftig ins Fleisch. Maria aber, zuerst keines Wortes fähig, schaute mit wehem Ausdruck von einem zum anderen. Sollte das eine Verdächtigung sein? Sie begann zu stottern: «... im Korridor versamm...? ... Wozu denn? Ich war... ich... habe davon nichts gemerkt.» Die verdächtigende Stimme des einen Mädchens wurde unterstützt durch neue, spöttischere: «Nichts bemerkst? – bei diesem Lärm!» Jemand sagte niederschmetternd: «Wenn du noch nie in deinem Leben gelogen hast, dann jetzt.» Und weiter zischte es: «Ohne Grund lügt man nicht.» «Ich steuere keinen Rappen bei; die Diebin soll entlarvt werden!»

Nicht nur Neid über einen Menschen, der gewöhnlich bevorzugt wurde, spielte in den Stimmen mit, sondern eine Gier, ein wehrloses Opfer vollends zu vernichten.

Als eines der Mädchen rief: «Sie soll gestehen», warf sich Maria aufschluchzend an die Brust der Donnone: «Dschina, hilf mir. Was geht hier vor? Ich verstehe gar nichts.» Die Verzweifelte beschützend, ließ sich Dschina nicht zweimal bitten: «Schämt euch! Es ist alles Quatsch, was ihr da zusammenschwatzt. Sophia und ich können, wenn es nötig werden sollte, beweisen, daß Maria unmöglich die Diebin sein kann. – Bevor es aber so weit ist – ihr wollt es ja so haben – werde ich vor der Polizei und der Direktion jene Kerle auf den Plan fordern, welche nachts über den Zaun verschwunden sind. Ich warf ihnen verschiedene Gegenstände nach. Als ich heute früh dieselben hereinholte, fand ich auch eine Brieftasche mit vollständigem Namen und ebensolcher Adresse.» Verächtlich schaute Dschina in die Runde, während Maria an ihrer Brust nach Atem schnupfte, den das Schluchzen ihr zu nehmen drohte.

«Gut», fuhr die Beschützerin fort,

in über 400 Farben

Mettler

Qualitäts-Nähfaden



E. Mettler-Müller AG, Rorschach

Für Kinder* und Liebhaber künstlerischer Graphik

* zum Vorlesen
ab 5 Jahren
und zum Selberlesen
von 8 bis 12 Jahren

Als eines der schönsten Schweizer Bücher des Jahres 1964 ausgezeichnet: das Bilderbuch der 17jährigen Bettina Truninger

Nastja und das ABC

Die Geschichte eines ungewöhnlichen Pferdes.
36 Seiten, 20 schwarz-weiße Tuschzeichnungen.
23 x 15,5 cm quer, Fr. 7.80

Die reizende Geschichte eines geplagten Spielzeugbären von Angela Koller

Hannibal, der Tolaggi

3.-8. Tausend. Mit 28 schwarz-weißen und 4 mehrfarbigen Illustrationen von Véronique Filozof. 76 Seiten. Fr. 11.65

Schweizer
Spiegel
Verlag
Zürich

Im Zunfthaus zur Saffran Zürich
Immer gluschtige Spezialitäten
Saffranstube: Feinste Raclettes
Im Restaurant I. Stock 1.—30. September
9. Festival Gastronomique d'Alsace
Andreas Sulser, Zunftwirt



Dschina

«wenn ihr darauf besteht, daß euch Gerechtigkeit widerfährt, so lasse ich den Fall von der Polizei untersuchen. Vielleicht kommen dann noch unerwünschte Dinge ans Tageslicht. Vielleicht erwischen wir anstatt der Diebin einen Dieb. Geht jetzt aus dem Zimmer. Wenn es so sein muß, werden wir die Lawine ins Rollen bringen.»

Ehe der Aufforderung voll nachgelebt wurde, schlug eine Stimme vor: «Dschina, wir sollten uns und unseren Ruf doch eher vor Schande bewahren.» — Eine zweite ergänzte: «Wir sind doch Italienerinnen.» Weitere stimmten zu und gaben zu bedenken: «Sollen wir uns vor den Schweizerinnen schämen?»

Die Miene der Donnone hellte sich auf: «Ah, ihr besinnt euch? Nun, weil ihr so oft schon meinen Rat angenommen habt, bin ich bereit, auch euch entgegenzukommen. Diesmal aber hat die Sache einen Haken. Ihr habt Maria beschuldigt, das verlorene Geld ist noch nicht wiedergefunden, und ich bin im Besitz einer Brieftasche, die ich als Finderin der Polizei übergeben muß. Geht jetzt in eure Zimmer und zieht euch an. Wenn wir gefrühstückt haben und die Samstagsordnung hergestellt ist, reden wir wieder miteinander.»

So schnell und gründlich war noch selten abgestaubt, geklopft, gebürstet, gewaschen und gereinigt worden, wie an diesem Samstag. Bevor Dschina Zeit gefunden hatte, sich anzuziehen, wurde sie von einem der Mädchen aufgesucht und unter vier Augen um eine Unterredung gebeten. Dschina gewährte sie im Korridor. Nacheinander kamen möglichst unauffällig andere Mädchen mit demselben Begehrten. Das Gespräch drehte sich jeweils um die verräterische Brieftasche.

Jedes der Mädchen machte Vorschläge zur Versöhnung, und daß man die Brieftasche doch eher dem Besitzer, als der Polizei aushändigen sollte. Das schon des guten Rufes wegen.

Dschina war so vorsichtig, keinen Namen und keine Adresse zu nennen. Sie wußte, daß die Angelegenheit be-

reinigt werden musste, ehe die Mädchen Gelegenheit fanden, mit ihren Fidanzati zu reden. Maria indessen erwog in ihrem Elend, ob sie nicht am selben Tage noch das Heim verlassen sollte.

Kurz vor Mittag brachten einzelne, bald darauf alle die zwei Franken als Beitrag zur Deckung des verschwundenen Geldes. Dschina hieß sie gleich bleiben. Sie überwachte die Sammlung und rief endlich Anna herbei. Auf den Tisch deutend, sagte sie: «Nimm es, es sind achtundvierzig Franken. Du selber hast auch zwei beizutragen.» Anna schritt zögernd herbei. Sie gestand: «Ich danke euch, aber mir ist nicht wohl dabei.» Tränen liefen ihr über die Wangen, als sie die kleine Börse öffnete, um die Münzen hineinzutun. Als sie aber einen unterdrückten Schrei ausstieß, drängten die Mädchen zum Tisch hin. Anna deutete auf das Geldtäschchen: «Da... seht!... In dieser Borsetta haben wir nicht nachgeschaut... Da drin ist die Note.»

Anna suchte sich Maria aus dem Gedränge heraus, umarmte sie und bat sie um Verzeihung. Andere folgten ihrem Beispiel und es flossen Tränen. Dann suchten die Blicke Dschina, il Donnone, die sich auf ihr Bett gesetzt hatte. «Ragazze», hub sie an, «Freundinnen, ich wußte ja, daß ihr Engel seid. Ihr urteilt wohl ein wenig zu schnell und fordert zu eifrig Gerechtigkeit. Im Grunde genommen aber seid ihr doch echte Italienerinnen, Töchter einer stolzen Nation. Da ihr meinen Rat befolgt habt, endete alles gut. Vergeßt aber nicht, wie ungerecht euer Urteil war, und wie man einen unschuldigen Menschen ins Unglück treiben kann. Unser Ruf bleibt gewahrt. So verspreche ich euch, auch die Brieftasche ohne ein weiteres Wort dem Besitzer zurückzugeben. Wir sehen den Fehler, den wir begangen haben, ein. Da man Maria verdächtigte, wollen wir an ihr wieder gutmachen. Was also denkt ihr, tun wir mit dem gesammelten Geld, das wir ohnehin als verloren betrachtet hätten?» Wieder flossen Tränen, als es

Vorschläge hagelte: «Wir kaufen Antonino etwas davon!»

«Wir veranstalten ein gemeinsames Essen, ein Essen der Versöhnung!» «Wir übergeben es Maria!» «Wir eröffnen ihrem Bimbo ein Sparbüchlein!»

Dschina antwortete darauf: «Habe ich es nicht gesagt, daß ihr im Herzen feine Leute seid? Seid ihr damit einverstanden, daß wir morgen gemeinsam zur Kirche gehen und gemeinsam unserer Madonna danken?»

Alle waren bereit, für den guten Ausgang zu danken, und der Sonntag wurde dazu ausersehen.

In der Nacht huschte Maria Bellini hinüber zu Dschina und drängte sich neben sie ins Bett. Es war wenig Platz, aber Maria umarmte ihre Beschützerin: «Du bist ein ganz feines Mädchen, Dschina, mein Schutzengel – unser Schutzengel. Wie du jeweils alles wieder ins rechte Geleise bringst! Ohne dich wären wir längst verloren. Du stellst mich als Unschuldslamm hin, und doch bin ich eine Sünderin, wenigstens nicht besser, als alle anderen.»

Dschina starnte nachdenklich gegen die weiße Decke, als sie antwortete: «Warum sollten ausgerechnet wir zwei besser sein? Kleine Maus, wenn du in mich hinein sehen könntest! – Wie es da oft schwarz ist! Mich plagen dieselben Triebe und Nöte. Aber ich war drei Jahre Reismädchen mit Hunderten anderen zusammen. Darum habe ich im Zusammenleben einige Erfahrung. Ich weiß fast genau zum voraus, was jeweils in unserer Gesellschaft eintreffen muß. Darum ist es für mich leichter, gewissen Sachen vorzubeugen.»

«Aber du hast die ganze, bittere Angelegenheit ins Gegenteil verwandelt.»

«Dazu hat auch Annas Aufrichtigkeit beigetragen, und dann die Bereitschaft aller, beizusteuern. Das mit der Brieftasche war eine Finte. Hätte ich sie nicht angewandt, befänden wir uns jetzt in Aufruhr und Bedrückung. Unser guter Ruf wäre dahin. Dabei sind wir doch Töchter einer stolzen Nation.»



Erleben Sie die
Wirkung der
**Helena
Rubinstein**
Kosmetik im
Salon de
Beauté
**Maria
Schweizer**
Zürich 1, Talstr. 42
Lift, Tel. 051 27 47 58

Man merkt es
sofort:
Dieser Salat
ist gewürzt mit

*Cenovis**



*
Cenovis
ist eine vitaminreiche
Pflanzenwürze.
In Tuben oder flüssig.
Überall erhältlich.

